

Literarische Beilage

511

Streit's Schles. Provinzial-Blättern.

Fünftes Stück. Mai 1830.

Epische, didaktische und lyrische Poesie.

Zweite Hälfte. 1829.

(Beschluß.)

Mit weit größerer Zuversicht, als die bisher angezeigten Dichter treten die Verfasser des *Wingolf* Nr. 5. auf, Jünglinge von Leipzigs Hochschule, die zwar zugeben, daß noch einige wenige Männer vorhanden sind, deren Werke klassisch genannt zu werden verdienen, aber zugleich sehr unmuthig sind, daß jetzt mehr Schlechtes als je zu Tage gefördert wird, daß die größten Meister deutscher Dichtung dahin geschieden oder im Lauf der Zeit verstummt sind, denn „die Kunst gerieth in die Hände tyrannischer Egoisten und ward stiefmütterlich behandelt von inländischen Ausländern; die Kraft erlosch, die Fülle verschwand und hoher, feuriger, deutscher Sinn und Geist scheint erstorben zu sein in unsern Gauen.“ Daher haben sie sich verbunden und Lessing zu ihrem Genius erwählt! Denn „Ist nicht der alte Gottsched an der Pleiße wieder erstanden in dem neuen Gottsched an der Elbe? Haben sich nicht hin und wieder Hamburgische Götzen erhoben u. c.? Siebt es nicht genug Hällesche Kloze u. c.? Werden nicht Bodmer'sche anälopische Fabeln und Lange'sche Oden und Ehrenodien in Menge geschrieben u. c.? Muß Thalia jetzt nicht wie früher ihr Antlitz abwenden und sich schämen in den Tempeln deutscher Kunst? Muß Melpomene mit der Emilie Galotti und Minna von Barnhelm nicht wieder klagend Platz machen französischen Vaudeville-Possen, Kater-, Hunde-, Pferde- und Vampyrstücken? Bedürfte unsere Zeit nicht Wolfenbüttelscher Fragmente? — Ja, ein neuer Lessing

— wäre unsrer Zeit vonnöthen.“ Und so sind sie denn freilich weit entfernt von dem Glauben, es Lessing gleich zu thun, aber es beseelt sie doch der Eifer, ihre Kräfte zu versuchen, ja sie wagen es — am hundertjährigen Geburtstage Lessings hervorzutreten. „Vollkommen werden wir uns befriedigt finden, wenn die unparteiische Kritik in unsern Produkten etwas Tüchtigeres als gewöhnliche Alltagswaare anzuerkennen sich gedrungen fühlen sollte, nach welchem Tüchtigeren zu streben doch unsere Hauptabsicht war und bleibt.“ So schließt der unterzeichnete Herausgeber Reinald die Vorrede. Unter den Gedichten haben sich auch die Verfasser genannt; es sind deren nicht viele, außer dem Herausgeber finden sich die Namen Hmindal, Franz Meister, Ryno, Wilhelm Freibach, Friedrich Lautar, von denen ein paar nicht die wahren zu sein scheinen, einige wenige Gedichte sind mit Punkten oder Kreuzen unterzeichnet. Der größere Theil der Gedichte ist ernsterer Art und kann man ihnen ein gutes Streben nicht abstreiten.

In einem noch viel kräftigeren Tone lassen sich die ungenannten Verfasser von Nr. 16. Zweckloses Leben und Treiben schon auf dem Titel vernehmen. Gleich zu Anfang werden die Leser des ersten Hefes in sechs Klassen eingetheilt, (oder vielleicht in noch mehrere, da eine Fortsetzung verheißen wird,) nämlich 1) in die Aengstlichen, Vorsichtigen, 2) die Zünftigen, 3) die Unbefangenen, 4) die Gewichtigen, 5) die Dummen, 6) die Vernünftigen. Von den letzten heißt es: „Manche davon möchten gern drinnen sein, in der Gesellschaft; aber obgleich zwecklos, so läuft sichs doch nicht so zwecklos zum Haufen; der muß ihnen gefallen, den sie aufnehmen und er selbst muß es sich für eine Ehre schätzen, Mitglied zu sein; er muß ein brav Kerl sein; ja es muß ihm was Rechts aus den Augen glühen,

und er muß ganz und gar von der Idee dieser Vereinigung begeistert sein; er muß ganz und gar dafür leben wollen, denn sonst zeigen sie ihm auch nach Jahren noch eine weiße Karte, nach welcher er verschwinden muß und so, daß weder der Haushahn noch ein anderer über ihn kräht.“ — Nach einer solchen Einleitung darf man schon etwas Absonderliches erwarten. Auch sieht der zweite Jahrgang dem ersten, bereits in diesen Blättern angezeigten ganz ähnlich. Bilder, Lieder, Noten, gereimte und reimlose Sprüche wechseln, auf den ersten Titel folgen neue Titel, der erste ist halb roth gedruckt; neben den gewöhnlichen Seitenzahlen finden sich römische, die das Ganze in acht Theile absondern, die äußeren Seiten des Umschlags sind mit Bildern versehen. Das Meiste ist freilich ungenießbar, indeß findet sich, besonders unter den Epigrammen, manches Beachtungswerthe, an dem ganzen Mischmasch, an den profaischen und poetischen Renommistereien hat gewiß Niemand so viel Behagen gefunden, als die Verfasser selber und so mag man ihnen ihr zweckloses und daher bedeutungsloses Leben und Treiben nicht zu hoch anrechnen.

Die Gedichte und poetischen Uebersetzungen von Gries, Nr. 8. und die Gedichte von Gustav Schwab, wovon mir nur der zweite, als im J. 1829 erschienene Band vorliegt, Nr. 9., lassen sich wiederum vergleichen, als in gewissem Sinne klassische, sofern sich bei ihnen Form und Inhalt durchdringt und sie tadellos sind, aber doch weniger eigenthümliche Dichter. Bei Gries, der sich als Uebersetzer einen so großen Ruhm erworben hat und durch die hier mitgetheilten neuen Uebersetzungen spanischer, altfranzösischer und besonders italienischer Gedichte von Petrarca, L. Pulci, L. da Vinci, A. Poliziano, M. M. Bojardo (der verliebte Roland, 12. Gefang) J. Sannazzar, M. Maciastarelli, A. Tassoni (der ge-

raubte Eimer 9. Gesang) Salvator Rosa, F. Tassi, B. da Sillicaja, R. Fortiguerra, Metastasio und einigen unbekanntem Dichtern ihn noch vermehrt hat, ist dies weniger zu verwundern; indeß darf man ihm keineswegs alle Eigenthümlichkeit absprechen. In den erzählenden Gedichten: Phaeton, Niobe, die Danaiden, der Arzt, der Wanderer, nähert er sich freilich der Manier A. B. Schlegels in ähnlichen Stoffen gar sehr; in den Gelegenheitsgedichten u. Scherzen des zweiten Bändchens zeigt sich aber ein mehr ihm besonders zukommender Scherz, ein Sinn für Freundschaft und Geselligkeit, eine liebevolle Herzlichkeit und ich ziehe diese den Sonetten am Schluß des ersten Bändchens, welche gar kein Ende nehmen, bei weitem vor. Im Ganzen achte ich allerdings die Uebersetzungen höher als die eigenen Gedichte und unter diesen wiederum die heitern höher als die ernstern: so daß das Vorwort zum zweiten Bändchen auf mich anwendbar ist:

Wenn meiner Lieder Ernst mißfällt,
 Vielleicht, daß ihn mein Scherz ergöhte;
 Und wer vom Eignen wenig hält,
 Der halte sich an's Uebersetzte.

Gustav Schwab scheint mir ein weniger eigenthümlicher Dichter zu sein, weil Umland auf dem Felde der Romanzen sein Vorgänger war und sein Meister zu nennen ist. Ein Romanzendichter kann als solcher allerdings eigenthümlich sein und wie verschieden sind nicht Schiller, Göthe, Bürger in dieser Hinsicht! Aber die Genannten haben doch im Vergleich mit Schwab wenig Romanzen gedichtet und fast jede eines jeden dieser Dichter hat einen besondern Charakter. In eine solche Menge von Romanzen, wie Gustav Schwab sie blos in diesem zweiten Bande auf 337 Seiten Großoctav liefert, schleicht sich leicht eine gewisse Manier ein, zumal wenn die Stoffe ähnlich sind. Ein solcher Dichter,

zumal wenn eine Reihe seiner Dichtungen zusammenhängt, wie es hier der Fall ist, entäußert sich gewissermaßen der Gegenwart, er muß sich ganz in die geschichtliche oder Sagenzeit versetzen, er nimmt auch wohl unwillkürlich oder willkürlich und mit Recht den in jener Zeit üblichen Sängerton an, er spricht nicht seine Empfindungen aus, sie sollen sich nach jenseitiger Gedanken-, Gefühls- und Ausdruckswelse modeln. Der Inhalt dieses zweiten Bandes ist: 1) Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Christoph von Württemberg, 37 Romanzen. 2) Romanzen von Robert dem Teufel nach der altfranzösischen Volksfage, 12 N. 3) Die Lezgende von den heiligen drei Königen in 12 N. 4) Die Kammerboten in Schwaben in 13 Mähren. 5) Walther und Hiltgund, epische Dichtung nach dem Lat. des Ekkehard, 14 N. 6) Der Möringer, schwäbische Sage in 4 N. 7) Der Appenzeller Krieg in 9 N. — In seiner Art ist übrigens alles trefflich.

Mannichfaltiger ist die Erato des Freiherrn von Gaudy, No. 19. Der Inhalt zerfällt in drei Theile, Freud' und Leid, Wasserrosen, Elegieen. Der erste ist H. Heine gewidmet und enthält mehrere kleine Gedichte, theils mit, theils ohne Ueberschrift, in jener leichten Manier, an der die Form oft mehr werth ist als der Inhalt. Am unbedeutendsten scheinen mir darunter die Liebesfatalitäten und überhaupt die halb sentimentalen, halb komischen Liebeslieder, obgleich einiges Treffliche darunter ist, wie es denn auch am Ernst nicht fehlt, z. B. das ausgezeichnete kleine Lied No. 38 von dem Prediger und seiner todten einzigen Tochter. — Sehr anschaulich sind die niederländischen Bilder, freilich bloß Darstellung des Bildes, ohne weitere poetische Anwendung, also auch niederländische Poesie, vielleicht mit Absicht; desgleichen die Bilder in altfranzösischer Manier. Unter den Wanderes

Schreibtafel betitelten Gedichten hat mir besonders Sonnenaufgang mit dem überraschenden, köstlichsatirischen Schlusse gefallen. Noch mehr aber der zweite Theil, Wasserrosen, der aus lauter ernstesten in Prosa verfaßten Parabeln und Paramythien besteht, von denen einige der besten, die unsre Literatur besitzt, an die Seite zu stellen sind. Unter den in antiken elegischen Sylbenmaaß gedichteten Elegien ist wohl No. 2. am eigenthümlichsten. Im Epilog vergleicht der Dichter seine Poesieen mit alten niederländischen Gemälden und schließt:

Sowie es dort der Künstler bunt gemischt,
Wie er das Fremde mit dem Heimschen paarte —
So hat auch hier der Dichter aufgetischt
Humor, Gemüth, das Schrotte und das Zarte:
So nehme denn ein Jeder, was ihm recht,
Aus meiner Verse farbigem Geslecht.

Wenn nun der Verfasser mit dieser Charakterisirung auch im Ganzen Recht hat, so thut er sich doch Unrecht, wenn er sich das Ideale absprechen will.

Ich habe endlich noch die Fabeln von Fröhlich zu betrachten, ganz eigenthümliche Fabeln, Fabeln in weiterem Sinne, denn es spielen nicht bloß Thiere darin, sondern die ganze Natur, nicht bloß die belebte, sondern auch die unbelebte, wie es freilich auch schon bei Aesop ist, aber hier doch noch öfter, nach des Verfassers eigenen Worten in dem Einleitungsgedichte, das er der Fabel selbst in den Mund legt:

Sonnen, Monde, Wolken, Lüfte,
Frühlingshügel, Todtengräfte,
Wald und Strom und Blum und Düfte
und der Thiere bunte Schaaren:
Alles hör' ich offenbaren,
und Uraltet neu erwahren.

Ferner haben diese Fabeln häufig keine eigentliche Handlung, es ist bisweilen bloß eine Bemerkung, welche zu einer kurzen Unterhaltung, denn sehr kurz sind sie fast sämmtlich, Gelegenheit giebt. — Der In-

halt ist höchst mannichfaltig, ernst, komisch, satirisch, sarkastisch und betrifft nicht bloß das Leben im Allgemeinen und die Gemüthswelt, sondern auch Literatur, Staat, Erziehung u. s. w. Aber diese Mannichfaltigkeit und diese Eigenthümlichkeit ist nun eine durchaus dichterische. Ich halte das Büchlein für eins der schönsten und zugleich anspruchlosesten dichterischen Erzeugnisse der neuesten Zeit. Auch scheint dies einigermaßen erkannt zu werden, indem dies die zweite und vermehrte Auflage ist. Es sind Poesieen, die man nicht einmal liest, sondern zu denen man mit Freuden öfter zurückkehrt, ja die durch wiederholtes Lesen und Empfinden noch gewinnen. Sonderbarerweise konnte ich zuerst an ihnen keinen Geschmack finden, weil ich einige von den polemischen in der Mitte zuerst las und die etwas fremdartige Eigenthümlichkeit mich zuerst weniger ansprach. Auch jetzt sprechen mich diese noch weniger an als zumal die ersteren und letzteren, aber ich möchte deswegen sie doch nicht diesen unterordnen. Das Heft Zeichnungen von W. Distell enthält Thiergestalten in menschlichen Anzügen und menschlich beschäftigt, närrisch genug anzusehen und mitunter hübsch erfunden, aber auf die Fabeln, eben weil in diesen weniger Handlung als Gedanken und Gedankenwechsel ist, nur obenhin und schwachbezüglich; auch sind diese Zeichnungen sämmtlich hochkomischer Art. Zu den Fabeln zurückkehrend bemerke ich, daß mehrere der Schweiz eigenthümliche Wörter darin sind, was ihnen aber fast noch einen Reiz mehr giebt und endlich, daß in Kleinigkeiten, z. B. im Reimen, im Weglassen des Schlusses bisweilen gefehlt ist, obgleich es noch eine große Frage ist, ob und in wiefern dergleichen fehlerhaft ist. Zum Schluß auch von diesem Dichter eine Probe und zwar gleich die erste Fabel:

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
groß zu thun, und zu verhüllen
meiner Sprüche goldner Schein,
die allein mit Trost erfüllen?

„Auch aus Gräften, sagt die Blüthe,
ruft mich Gottes Macht und Güte,
heller noch denn todte Schriften
sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort!

Die Dichtercharaktere von Horn No. 12. haben folgenden Inhalt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich blos mit Deutschen, mit Schiller und Göthe, besonders mit dem vor kurzem erschienenen Briefwechsel dieser beiden Dichter und in kürzeren Abschnitten mit Herder, Haller, Uz, Gök, Lichtwer, Martin Miller, der Fürstin von Gallizin und Martin Opitz; der zweite Abschnitt blos mit altenglischen Bühnendichtern, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Philipp Massinger, Johann Dryden und Thomas Otway. Der Verfasser, der durch seine mannichfachen literarischen Schriften seine Kennerchaft der deutschen wie der ausländischen, namentlich der englischen Literatur hinreichend bewährt hat, giebt uns in diesem Werke höchst schätzbare Zusätze, die zum Theil als Erweiterungen und Zusätze zu früheren Darstellungen zu betrachten sind. Auch hat sein Styl seltener als sonst jene etwas gedehnte humoristische Manier, woran man ihn auch in seinen Romanen leicht erkennt. Ferner ist sein Urtheil für seine Lieblinge hier weniger besungen, als es sonst bisweilen war. „Am anzulehendsten wird für die Meisten der erste Aufsatz und die darin enthaltene sehr günstige Ansicht von der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Göthe und Schiller sein. Tragisch ist, was über die völlige Verstumtheit Her-

ders in seinen letzten Lebensjahren gesagt wird. In dem Aufsatz über Opiz kommt einiges Neue vor, z. B. von S. 171 an über das Glück und Unglück, die Vaterlandsliebe, über die Freundschaft und Liebe dieses Dichters.“ Die Empfindungen, in welche er in manchen Stellen seiner Gedichte ausbricht, sind immer ächt, sobald sie das Vaterland angehen. — „Er versteht sich im Großen nur auf die Freundschaft; von der Liebe weiß er manches aus Büchern, einiges durch Ahnung, aber es ist alles mangelhaft und ganz erfüllt hat ihn niemals im wirklichen Leben ein Verhältniß dieser Art.“ Daher war er denn, wie folgt, sehr schlimm auf den Ehestand zu sprechen. Unter dem vielen Selbstgedachten, Eigenthümlichen und Geistreichen hebe ich die Ansicht über den Tod, besonders über den Tod geistig ausgezeichneten Menschen hervor, besonders die Vermuthung S. 106: „Je wichtiger und inhaltreicher das Leben, je (besto) schwerer und mühevoller der Tod“ nebst der durch die Beispiele Tauler's und Paul Gerhards belegte Bemerkung, daß manche der größten Denker und Dichter sich nicht selten plötzlich von einer unbegreiflichen Todesangst ergriffen fühlten. Schillern dagegen ward ein leichter heiterer Tod zu Theil.

Aus dem zweiten Abschnitt, der altenglische Dichter betrifft, mag es mir erlaubt sein, eine Stelle anzuführen die mich selbst angeht, als Uebersetzer des Beaumont und Fletcher: „Eine vollständige Uebersetzung der Beaumont-Fletcher'schen Dramen ist, soviel uns bekannt, niemals unternommen, doch sind manche derselben in freier Bearbeitung auf unsere Bühne verpflanzt, z. B. *Stille Wasser sind tief, rule a wife and hare a wife*. Zwar ist uns eine Auswahl ihrer bessern Stücke versprochen, doch läßt uns der Uebersetzer, R. E. Kannegießer, vielleicht durch die geringe Theilnahme des Publikums abge-

schreckt (vielleicht ist dieser Umstand nur der unglücklichen Zeit 1807 und 8, in der die Uebersetzung erschien, zuzuschreiben) bereits seit einer Reihe von Jahren den dritten Theil erwarten.“ Ich benutze diese Gelegenheit, um mich darüber öffentlich dahin zu erklären, daß die hier aufgestellte Vermuthung die richtige ist, daß aber ein dritter Theil, die beiden Dramen Philaster und Bonduca enthaltend, im Manuscript vollendet ist und daß eine Auswahl aus den sämtlichen Schauspielen dieser beiden Dichter, wenn nicht vielleicht noch mehr eine freie Bearbeitung derselben, auch jetzt noch an der Zeit sein würde.

K. L. Kannegießer.

A r i t h m e t i k.

(1829.)

In dem Maaße als es dem Lehrer, welcher bei seinem Unterrichte ein gewisses Lehrsystem gewählt oder selbst entworfen hat, ein Leichtes wird, einen Leitfaden zum Unterrichte nach diesem Systeme zu entwerfen, in eben dem Maaße wird es dem Recensenten schwer, nach der bloßen, wenn auch sorgfältigen Durchsicht eines Leitfadens zu irgend einem Zweige der Mathematik richtig zu beurtheilen, ob auch in dem Systeme, wovon der Leitfaden gleichsam das Gepräge abgeben soll, die in der Mathematik unumgänglich nöthige Harmonie der Theile zum Ganzen anzutreffen sein dürfte. Denn unmöglich kann der Verfasser verlangen, der Recensent sollte sich ein diesem Leitfaden entsprechendes neues Lehrgebäude entwerfen, um denselben streng prüfen zu können. Da nun in der Elementar-Mathematik nicht leicht neue Sätze von solcher Erheblichkeit aufzu finden sein dürften, daß sie als wesentlich notwendige neue Glieder in die von den besseren Mathematikern bereits festgestellte Verkettung der Sätze einzuschieben wären, oder wohl gar als Grundlage

einer neuen, von allen bisherigen abweichenden und enger und fester mit einander verbundenen Kette von Sätzen gebraucht werden könnten: so muß sich der Recensent begnügen, wenn er erkennt, daß das zu Grunde gelegte Lehr-System sich dem gründlicheren und besseren Lehren anreihet; wenn er erkennt, daß der Verfasser ein denkender konsequenter und geübter Lehrer ist, der um so bedächtiger und behutsamer in seinen Arbeiten ist, je genauer er die Schwierigkeiten kennt, die er zu überwinden und die Zwecke, die er zu erreichen hat.

Ist hingegen ein Leitfaden so beschaffen, daß beim bloßen Anblick desselben wesentliche Mängel und besonders eine unverzeihliche Inkonsequenz in die Augen fällt, woraus mit Recht gefolgert werden kann, daß entweder ein höchst mangelhaftes oder wohl gar kein Lehrgebäude zu Grunde liegt; dann wäre es Pflicht des Recensenten, ein solches Buch ganz unbeachtet zu lassen, läge ihm nicht andererseits die Verpflichtung ob, auf die aus dem Gebrauche desselben hervorgehenden Nachtheile aufmerksam zu machen. Von beiden Gattungen liegen uns in den nachstehend angezeigten Werken Beispiele vor Augen:

A. Von schlesischen Schriftstellern:

- 1) Leitfaden zum Gebrauch bei Vorträgen der besondern und allgemeinen Arithmetik von Tobiſch. Breslau, b. Gräſon. 1829. III. 160 S. (20 Sgr.)
- 2) Leitfaden der (sic) allgemeinen Arithmetik und niedern Algebra beim Unterrichte derselben auf Gymnasien von H. A. Brettnner, ordentlichem Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Gleiwitz. Gleiwitz beim Verfasser und bei Josef Max und Komp. in Breslau, 1829. II 178 S. (20 Sgr.)
- 3) Handbuch für den Unterricht in der demonstrativen Arithmetik in den drei untern Klassen (wo von?) von J. A. Tiffe, Lehrer am Gymnasium

um zu Leobschütz. Meisse und Leipzig bei Theodor Hennings 1829. (15 Sgr.)

- 4) Aufgaben zum Zifferrechnen. In geordneter Stufenfolge für zahlreiche Schulen und einzelne Schüler, entworfen und herausg. von C. G. Scholz, Rektor in Meisse. Erstes Heft, dritte verbesserte Auflage. Halle, Eduard Anton und in Kommission bei dem Verfasser. 1829. VIII. 108 S. (5 Sgr.)

B. Von nicht schlesischen Schriftstellern:

- 5) Arithmetisches Hilfsbuch für Gymnasien von Dr. W. J. G. Curtmann, Gymnasial-Lehrer in Gießen. Erster Kursus. Mainz bei Kupferberg. 1829. XVI. 207 S. (14 Sgr.)
- 6) Leicht faßliches Lehrbuch der Arithmetik für die ersten Anfänger zum Selbstunterricht. Herausgegeben von Georg Wilhelm Horn, vormals (jetzt?) Lehrer des Kurfürstl. evangelischen Campe'schen Waisen-Instituts in Hanau. Zweite berichtigte Ausgabe. Mainz, bei Florian Kupferberg. 1829. 212 S. (7½ Sgr.)
- 7) die Größenlehre. Handbuch für Gymnasien und dem auf dieselben vorbereitenden Unterricht. Erster Theil. Die Zahlenlehre, in zwei Abtheilungen nebst einem Exempelbuche von Joh. Ehr. Koken, Professor und Direktor der Herzogl. Kloster und Stadtschule in Holzminden. Braunschweig, Verlag der Schulbuchhandlung. 1829. (1 Rthl. 5 Sgr.) I. 1. Abth. 128 S. 2. Abth. 259 S. Exempelbuch 211 S.
- 8) Lehrbuch der ökonomisch-politischen Arithmetik () verfaßt von F. B. R. Tenzel, weiland Ritter des k. großbrit. See-Ordens des h. Eduard, Doktor der Philosophie u. der beiden Rechte u. 2. Aufl. Mit 6 Figuren-Tafeln. Rempten 1829. Tob. Danuheiner. III. 164 S. (15 Sgr.)

No. 1. Dieser Leitfaden gehört offenbar zur ersten Gattung der im Eingange bezeichneten Lehrschriften. Wenn auch weder neue Sätze, noch neue Beweise darin wahrgenommen werden, so ist doch nicht zu verkennen, daß Tobisch den sich vorgelegten Gegenstand würdig behandelt, von allen Seiten durchdacht und dabei mit der Gründlichkeit zu Werke ging, welche der Gegenstand erheischt. Sein Streben nach einem sehr hohen Grade nach Allgemeinheit leuchtet allenthalben hervor; um so mehr ist es befremdend, daß derselbe die Lehre von den Potenzen und Wurzelgrößen erst nach der Auflösung der Gleichungen vom ersten Grade abgehandelt hat, da doch auch hierbei Fälle eintreten können, wo von jener Lehre Gebrauch gemacht wird. Gegen mehrere einzelne Stellen läßt sich manches erinnern, welches jedoch dem Ganzen wenig Eintrag thut; z. B. S. 10. Eine Zahl ist nicht der Ausdruck, sondern der Begriff der bestimmten Art und Weise, wie eine Größe aus einer andern gleichartigen entsteht. S. 21. Der Begriff von den entgegengesetzten Größen dürfte zu frühzeitig gegeben sein und mag nur in dem Streben des Verfassers nach Allgemeinheit seinen Grund haben. Auch halten wir dafür, daß, wenn auch, nach der Absicht des Verfassers, dieses Buch als ein gutes Wiederholungsbuch gebraucht werden kann, es sich doch wegen mancher für den Anfänger zu abstrakten Stelle nicht leicht zu einem Vorbereitungsbuche eignen dürfte. In jedem Falle jedoch gehört dieser Leitfaden zu den bessern und verdient empfohlen zu werden.

No. 2. Es läßt sich durchaus nichts auffinden, wodurch diesem Leitfaden ein Vorzug vor anderen bereits vorhandenen gegeben werden sollte; der Mangel aber finden sich mehrere. Schon dies zeigt von einer unverzeihlichen Inkonsequenz, daß der Verf., nachdem er bei der Lehre von der Ausziehung der

Wurzeln und von den Logarithmen die Decimalbrüche gebraucht hat, erst zu Ende des Werkchens diese Lehre behandelt. Auch hätte, da dieses Werkchen ein Leitfaden zur allgemeinen Arithmetik sein soll, die gemeine Arithmetik entweder ganz übergangen, oder doch wenigstens angegeben werden müssen, welche Lehren aus der gemeinen Arithmetik hier vor- ausgesetzt werden. Denn sollte etwa der Verfasser die ganze gemeine Arithmetik vorausgesetzt haben, so würden unstreitig auch die Decimalbrüche und wohl auch die Ausziehung der Wurzeln aus Zahlen dahin gehören. Hinsichtlich der Darstellung der einzelnen Lehren können wir nicht finden, daß dabei, wie der Verf. in der Vorrede sagt, auf Natürlichkeit in den Schlüssen, Bestimmtheit und Einfachheit im Ausdrücke gesehen ist. So z. B. kann uns die im §. 5 gegebene Erklärung nicht befriedigen: „Die Angabe, daß Wievielfache der Einheit oder des Maasses eine Größe sei, heißt eine Zahl.“ Sie ist vielmehr der Begriff einer bestimmten Vielheit. Eben so wenig können wir die Buchstaben, wie wir sie in der Rechnung brauchen, als Zahlzeichen ansehen, sondern sie sind Symbole allgemeiner Größen. §. 9. „Die Buchstaben=Arithmetik handelt auch von den sogenannten entgegengesetzten Größen, welche die Ziffern=Arithmetik nicht kennt,“ ist unrichtig. Die Lehre von den entgegengesetzten Größen läßt sich, wie dies auch schon geschehen ist, recht gut und gründlich ohne Hülfe irgend eines Buchstabens behandeln. — Die Bemerkung No. 7., daß nämlich $\frac{b}{a} = b : a$ sollte bereits in der Ziffern=Arithmetik, nicht bloß bemerkt, sondern bewiesen sein. — In §. 17 ist die Erklärung der Subtraktion entgegengesetzter Größen äußerst weitläufig und dennoch sehr undeutlich. Ue- berhaupt scheint der Verf. nicht immer das richtige Maas für einen Leitfaden vor Augen gehabt

zu haben, wie in §§. 12 und 13. — Die Erklärung von dem, was eine Potenz sei, kommt in §§. 20, 27 und 32 wiederholt vor. — S. 29. Die Division mehrnamiger Größen sollte deutlicher auseinander gesetzt sein, indem sie sich nicht, wie Brettner glaubt, ohne besondere Schwierigkeit ergiebt. Wir wollen gern glauben, daß derselbe die hier gerügten und nicht gerügten Mängel bei seinem mündlichen Vortrage berichtet und daß sonach für ihn dies Werkchen von Nutzen sein kann. Andern Lehrern hingegen, welche bei ihrem Unterrichte einen guten Leitfaden zu Grunde legen wollen, können wir nämlich nur solche empfehlen, welche von den gerügten und anderen Mängeln befreit sind. Auch hinsichtlich des Druckes wäre bei der Lehre von den Potenzen mehr Deutlichkeit zu wünschen.

No. 3. Der Verf. dieses Handbuchs hat ganz nach Wichota gearbeitet, dessen 1—3ter Kursus der Rechenkunst ihm deshalb nicht mehr praktikabel waren, weil davon mehrere von einander verschiedene Auflagen vorhanden sind. Ob dieser Umstand ein hinreichender Bewegungsgrund zur Herausgabe eines neuen sein kann, wollen wir dahingestellt sein lassen; vielleicht tritt in einigen Jahren derselbe Fall mit des Verf. Handbuch ein. — Das Ganze ist in zwölf Abschnitte getheilt, von denen auf jeder der drei untern Klassen eines Gymnasiums vier kommen. Im 1. und 2. Abschnitt wird das Rechnen mit reinen oder unbenannten Zahlen behandelt, das Bruchrechnen mit eingeschlossen; der 3. Abschnitt befaßt sich mit den Rechnungen mit benannten Zahlen und der 4—8. Abschnitt mit den Proportionen aus den sich darauf gründenden bürgerlichen Rechnungen. Der 9te Abschnitt behandelt die Decimalbrüche; der 10te die Maaße der Zahlen; der 11te die Potenzen und Wurzeln und der 12te die Verhältnisse und Proportionen in Buchstaben. Im An-

hange findet man einige gewöhnliche Rechentabellen, betreffend die Münzen, Maße, Gewichte und der Procenle. — Das Buch ist für Lehrer u. Schüler bestimmt. Es setzt aber einen sehr gewandten und geschickten Lehrer voraus, der die Methode nicht im Buche sucht, sondern in sich selbst hat. Dem Schüler wird das oft fehlerhafte Nachschreiben vorgeschlagener Rechengesetze erleichtert und durch die hier und da eingestreuten Fragen, deren mehrere sein sollten, soll er zum weitem Nachdenken veranlaßt werden. Die Regeln sind mit Bestimmtheit und Kürze gegeben. Die alte, zu nichts führende Eintheilung der Sätze in Erklärungen, Lehrsätze, Wahlsätze und Zusätze hätte wohl ganz unterbleiben können; praktischen Werth haben sie durchaus nicht und in wissenschaftlicher Hinsicht übersteigen sie die Fassungskraft 10—12jähriger Gymnasiasten. Taffe hätte in einer Einleitung eine kurze Andeutung seiner Methode im Rechnen darstellen sollen. Das Buch zeigt nur den Gang (und giebt den (zu entwickelnden?) Stoff. Die Regel ist obenangestellt und durch ein Beispiel auseinandergesetzt — demonstrirt. Aufgaben zur Uebung fehlen dem Buche gänzlich. Uebrigens gehört dieses Handbuch zu den bessern seiner Art und kann allen Gymnasial-Lehrern empfohlen werden. Das Papier ist fest und dauerhaft; der Druck frisch und rein und der Preis ein mäßiger.

No. 4. liegt in der dritten Auflage von 1829 vor uns. Der Inhalt entspricht dem Titel; denn man findet hier in abgestufter Folge und mit möglichstem Raumersparniß eine große Menge Uebungsstoff zum Rechnen in den vier Grundrechnungsarten mit ganzen und gebrochenen, reinen und angewandten Zahlen. Wegen der Mannichfaltigkeit leichter und schwererer Aufgaben eignet es sich nicht nur für Elementarschulen, sondern auch für die unterste Gymnasial-Klasse. Der Verf. hat noch zwei an-

dere Hefte Aufgaben zum Zifferrechnen drucken lassen, die nicht minder reichhaltig sind. Papier und Druck ist gut und der Preis (5 Sgr.) billig.

No. 5. bekundet einen erfahrenen und geschickten Lehrer in der Arithmetik, dessen Streben, eine bessere Methode in diesem Unterrichtszweige auf Gymnasien zu verpflanzen, nicht zu verkennen ist. Alle seine Erfahrungen haben sich in dem Satze konzentriert: „der beste mathematische Unterricht ist derjenige, welcher sich in Form und Materie möglichst nah an den Unterricht in den klassischen Sprachen des Alterthums anschließt.“ Hieraus fließen ihm unter vielen folgende Anforderungen an ein arithmetisches Hülfsbuch: 1) Man stelle der Mathematik die Philosophie an Würde gleich; 2) man bringe die möglichste Mannichfaltigkeit in die Darstellung mathematischer Wahrheiten; 3) Aufgaben müssen auf das Bestimmteste abgefaßt sein und 4) die Schwierigkeit des Übungsstoffes muß die Fassungsgabe der Schüler nicht übersteigen. — Obgleich nur der erste Kursus seines aus vier Kursen bestehenden arithmetischen Hülfsbuches (die andern 3 Kursus sind noch nicht im Druck erschienen) zur Beurtheilung vorliegt, so müssen wir doch dem Verf. schon hier das Zeugniß geben, daß diese Leistung den aufgestellten Anforderungen größtentheils entspricht. Den Gang, den E. eingeschlagen, ist zwar nicht wesentlich von den in andern gewöhnlichen Rechenbüchern verschieden, aber die einfache, klare und lebendige Darstellung zeichnet es bedeutend vor andern aus. Der Verf. gesteht dankbar, daß er nach Diesterweg's „Leitfaden“ gearbeitet, den er sehr hoch stellt. Der vorliegende 1ste Kursus begreift die vier Grundrechnungsarten in ganzen Zahlen, — aber noch nicht in ihrer ganzen Vollendung, sondern nur so viel, als den Fähigkeiten der ersten Anfänger angemessen ist — und die algebraischen Spezies. Der Verf. sucht

von Anfang an Wissenschaft und Leben, d. i. reines und angewandtes Rechnen zu verbinden. Erklärungen und Regeln sind vorangestellt, durch Musterbeispiele gut erläutert und veranschaulicht und zur Uebung sind eine Menge Aufgaben jeder Rechnungsart und jeder Regel beigefügt. Der Verf. nimmt überall das Kopfrechnen tüchtig in Anspruch, was uns sehr freut, und behauptet, daß weder dieses, noch das Zifferrechnen beim Unterrichte vorherrschend sein darf, weil jenes zur Unsicherheit, dieses aber ohne jenes zum Unverstand — zum Mechanismus — führt.

Nachdem wir nun die Vorzüge dieses Hilfsbuches gebührend bezeichnend, so wollen wir nun auch Eitiges, was uns nicht gefällt, namhaft machen. Der Verf. hat der Zahlentafeln gar zu viele gegeben und dadurch das Buch unnöthigerweise vertheuert. Die meisten dieser Tabellen müssen sich die Schüler unter Leitung des Lehrers selbst entwerfen, einige Winke hiezu wären hinreichend gewesen. Viele der angewandten Aufgaben kommen zu früh und haben für Anfänger wenig oder gar keinen bleibenden Werth. Daß der Verf. sich fast nur auf die Münzen, Maße und Gewichte seiner Heimath oder seines Standes beschränkt, ist ebenfalls ein übler Umstand. In Hinsicht der Darstellungsweise hat sich's der Verf. etwas zu leicht gemacht. Nicht immer entwickelt er das Unbekannte aus dem Bekannten; wir würden synthetisch und heuristisch verfahren, wo der Verf. fast immer nur analytisch zu Werke geht. Das Selberfinden der Regeln von Seiten der Schüler ist eine gar schöne, wichtige und nothwendige Sache beim Rechenunterricht.

Doch sollen diese erwähnten Mängel den übrigen Werth des Buches durchaus nicht herabsetzen; wir danken vielmehr dem Verf. für diese Arbeit und ersuchen ihn, die andern drei Kursus bald nachfolgen zu lassen.

No. 6. Hier vermiffen wir ein Vorwort. Der Titel allein muß uns also nähern Aufſchluß über die Tendenz dieſer arithmetiſchen Schrift geben. Das Streben des Verf., ein „leichtfaßliches Lehrbuch“ zu liefern, verkennen wir nicht, obgleich wir nicht ganz einſehen, wie Leichtfaßlichkeit ohne Gründlichkeit ſich behaupten mag und letztere vermiffen wir in dieſer Schrift gerade bei den wichtigſten Gegenſtänden derſelben. Die Beſtimmung auf den Titel „für die erſten Anfänger zum Selbſtunterricht“ iſt uns nicht recht klar und wenn uns nicht der Titel ſagte, daß der Verf. ein Kinderlehrer iſt, ſo wären wir ganz im Zweifel, wen er ſich unter den „erſten Anfängern“ gedacht, die ſich aus ſeinem Buche ſelbſt unterrichten ſollen. Der Verf. hat bei der Ausarbeitung ſeiner Schrift gar ſehr gegen den pädagogiſchen Grundsatz: „dem Minderwichtigen gehe immer das Wichtigere voraus,“ gefehlt, was wir ſogleich beweifen werden. Nachdem er in einer kurzen Einleitung, worin über die Wichtigkeit des Rechnens zu den erſten Anfängern geſprochen wird, die Wertharten und die Abkürzungen behandelt, die Vorkenntniſſe genannt werden, folgt die Erlernung der vier Rechnungsarten in ganzen und gebrochenen Zahlen, verbunden mit denen in gleich- und ungleichbenannten Zahlen. Bei den Bruchrechnungsarten finden wir weder Veranschaulichung für die erſten Anfänger, noch eine tüchtige Begründung dieſer ſo geiſtbildenden Rechnungen. Anſtatt nun die höchſt wichtige Lehre von den Verhältniſſen und Proportionen vorzunehmen, wird dieſen die Lehre von den Dezimalbrüchen und von den Potenzen und Wurzeln „für die erſten Anfänger“ vorgezogen und auf 37 Seiten behandelt. Die Verhältniſſe und Proportionen nebst allen der ſich darauf gründenden bürgerlichen Rechnungen nehmen nur 48 Seiten ein und ſind höchſt einſeitig behandelt, was um ſo we-

niger zu entschuldigen ist, da dem Verfasser die gründliche und allseitige Behandlung derselben durch Kawerau, Scholz u. A. nicht unbekannt geblieben sein kann und wird. Im Anhange werden eine Menge Aufgaben zur Uebung geliefert. Daß diese Schrift Freunde gefunden hat, beweist diese zweite Ausgabe, von der wir aber nicht wissen, ob sie die erste an Werth übertrifft. Wir sprechen dem Buche auch nicht allen Werth ab, wünschen aber, daß der Verfasser seine „ersten Anfänger im Rechnen“ mit dem Selbstunterrichte in den Decimalbrüchen, Potenzen und Wurzeln verschont hätte. — Druck und Papier sind gut und der Preis billig.

No. 7. Der Verf. rechtfertigt im Vorworte die Herausgabe seiner „Größenlehre“ durch die beiden Gründe, daß er „einerseits den Unterricht in der Größenlehre für eine der wichtigsten Zweige der Jugendbildung hält“, (was längst allgemein anerkannt ist) „und daß er andererseits in der langen Reihe von Jahren, da er diesen Unterricht mit lebendigem Eifer betrieb und die demselben entgegenstehenden Schwierigkeiten, welche keinem erfahrenen Schulmanne unbekannt sein können, aus allen Kräften bekämpfte, unter dem bedeutenden Vorrathe ausgezeichnete mathematischer Handbücher keines habe antreffen können, welches den Forderungen des Schulunterrichts, wie er jetzt sein muß, zu entsprechen schien“ (!) Dabei hat er auch noch die Absicht, jüngere Lehrer, bei denen das Studium der Mathematik den philosophischen oder andern Wissenschaften hat nachstehen müssen und die dennoch in ihren Amtsverhältnissen Mathematik zu lehren hatten, ein Hülfsmittel zu liefern, durch welches sie sich binnen Kurzem das Meiste so deutlich machen und eine so zureichende Methode erhalten sollen, daß sie mit Nutzen unterrichten können. Auch sollte es den Lehrern dienen, denen es obliegt, junge Leute zum Gymnasium vor-

zubereiten." Alles dies berechtigt zu großen Erwartungen. — Der Gang des Verf. ist folgender: In der 1. Abtheilung behandelt er in sechs Abschnitten die gemeine Rechenkunst. Im ersten Abschnitt werden die arithmetischen Begriffe, Zählen, Zahl, Einheit, ganze Zahlen, gebrochene Zahlen und das Zahlsprechen gut entwickelt; im 2. Abschnitt die vier Rechnungsarten in bündiger Kürze, faßlich und befriedigend, als ein unmittelbares Zählen dargestellt, wie es der Begriff der Größe mit sich bringt und daraus im 3. Abschnitte Folgerungen hergeleitet. Erst im 4. Abschnitt kommt der Verf. zum Zahlenschreiben, zum decadischen System, (daß er mit dem dyadischen und triadischen vergleicht) und zur Anwendung desselben bei den Rechnungsarten in ganzen Zahlen. Die vier Rechnungsarten nehmen nicht mehr als fünf Oktav-Selten ein. Bei der Behandlung der Brüche und der Decimalbrüche (im 5. Abschnitt) hat Rec. keine neue Bearbeitung derselben wahrgenommen; es fehlt hier an einigen Stellen eine zureichende Begründung. — Dies gilt zum Theil auch von den Proportionen im 6. Abschnitt. Obgleich der Verf. diese mit größerer Ausführlichkeit behandelt, so werden namentlich jüngere, minder geschickte Lehrer dennoch nicht befriedigt werden. Die angewandte Proportionsrechnung ist nicht umfassend genug dargestellt. Ueberhaupt hat der Verf. bei seiner „Größenlehre“ immer nur das reine Zahlenrechnen im Auge gehabt. Vergeblich sucht man die Rechnungsarten in ungleichbenannten Zahlen *ic.* Die zweite Abtheilung, welche die Rechenkunst mit allgemeinen Zeichen behandelt, stellt dar: im 1. Abschnitte, Vorbegriffe entgegengesetzter Größen und die Rechnungsarten mit allgemeinen Zeichen; im 2. Abschnitte die Algebra oder die Auflösungen der Gleichungen; im 3. Abschnitt die Rechnungsarten mit Potenzen, Auflösungen der quadratischen reinen und vermischten

Gleichungen; im 4. Abschnitte die Logarithmen; im 5. Abschnitte die Progressionen und im 6. Abschnitte die Permutationen und Kombinationen. — Offenbare Unrichtigkeiten und Inkonssequenzen sind dem Rec. hier nicht begegnet. Der Verf. hat diesen Gegenstand der Arithmetik faßlich und gründlich dargestellt. — Die dritte Abtheilung, ein Exempelbuch, schließt sich an die beiden vorigen Abtheilungen an und ist ein ziemlich zweckmäßiges Hülfsmittel, wenn man kein anderes, vollständigeres, hat. Der Druck könnte hier viel sparsamer sein. — Hieraus geht hervor, daß die Arbeit des R., wenn auch keine ausgezeichnete, doch eine recht brauchbare und empfehlenswerthe ist.

No. 8. Der Vf. schrieb sein Lehrbuch nicht nur für Anfänger in den Staats- und Kameralwissenschaften, um ihnen die ersten Kenntnisse mitzutheilen, sondern auch für den angehenden Akademiker, um diesen durch das Studium dieser Wissenschaft an ein gründliches Denken zu gewöhnen und ihn auf diese Weise für das Studium der übrigen Wissenschaften vorzubereiten. Rec. hält dieses Lehrbuch für ein so zweckmäßiges, gründliches und den Gegenstand umfassendes, daß er es nicht nur den schon erwähnten Individuen, sondern auch allen Forstbeamten, Dekonomie-Kommissarien, Inspektoren oder Präsidenten, so wie jedem gebildeten Landwirth bestens empfehlen kann. Sie werden es nicht unbefriedigt aus den Händen legen.

S. u. 18.

R o ß - A r z n e y - K u n d e.

A. von nicht schlesischen Schriftstellern:

- 1) E. v. Tennecker, Handbuch der praktischen Heilmittel und Heilungslehre für Pferde-Aerzte. 2 Bände. Leipzig bei Glück. 1830. 8. III. 1. Band 523 S. 2. Band 534 (3 Athl.)

B. von schlesischen Schriftstellern:

- 2) Des alten Schäfer Thomas seine Kuren an Pferden. Glogau und Lissa bei Günther. 1829. 8. III. 273 S. (25 Sgr.)

Durch die außerordentlichen Fortschritte, welche in neuerer Zeit dem menschlichen Geiste in allen Fächern der Naturwissenschaften gelangen, wurden auch alle Zweige der Veterinärkunde mit einer Menge neuer Wahrnehmungen und Erfahrungen bereichert und vervollkommenet. Von einem höhern wissenschaftlichen Standpunkte ausgehend, werden jene reichen Ergebnisse des menschlichen Forschens um die Heilkunde des Pferdes, eines der kostbarsten Geschenke, welche die wohlthätige Natur dem Menschen gewährte, in der Schrift 1 benutzt, um veraltete Ansichten und Vorurtheile zu zerstören und das Wahre und Nothwendige von dem Falschen und Ueberflüssigen zu sichten. Auf den Grundsatz bauend: daß die Natur in jedem Himmelstriche den daselbst lebenden Geschöpfen die nöthigen und zweckmäßigsten Heilmittel in ihrer Nähe hervorbrachte, führt der Verfasser auf dem Wege wissenschaftlicher Deduktion mit tiefer umfassender Einsicht die Heilkunde der Pferde auf die einfachsten Grundzüge zurück, beschränkt die praktischen Heilmittel auf die Benutzung und Anwendung weniger nahe liegenden Materialien und beweiset mit siegender Wahrheit die Unzweckmäßigkeit der frühern Heilmethoden, welche in der gekünstelten Zusammenstellung kostbarer oft heterogener Mittel das Nächste und Nothwendigste übersehend, die Wahrheit meist in der Ferne suchten und bei welchen ellenlange komplizirte Recepte als Beweise tiefer Einsicht galten. Mit der größten Offenheit bekennt der Verfasser selbst früher in diesem Irrthume befangen gewesen zu seyn, von welchem ernstes redliches Forschen und die Erfahrung eines thätigen, seinem Fache ganz gewidmeten Lebens ihn be-

freiten und wenn der mit solchem vertraute und aus
 v. einfachen schriftstellerischen Leistungen bekannte Au-
 tor dem vorliegenden Werke als dem Schlußsteine sei-
 nes wissenschaftlichen Strebens selbst den Preis von
 allen seinen frühern Schriften zuerkennt, so können
 wir ihm darin nur beistimmen und wünschen: daß
 durch die Verbreitung dieser gediegenen Schrift die
 für den öffentlichen Wohlstand so unentbehrlich ge-
 wordtne Ross-Heil-Kunde, der Absicht des Verfas-
 sers gemäß, in ihrer praktischen Ausübung geläus-
 tert und vervollständigt, die darin enthaltene Wahr-
 heit aber von jedem denkenden Thierarzt beachtet und
 beherzigt werden möge. —

Das Vorwort des Hrn. v. Tennecker dient sonach
 auch der Schrift 2 zur Empfehlung. Der alte Schäfer
 Thomas giebt in seiner, dem Werke vorangeschickten
 allgemeinen Vorschrift den Gesichtspunkt, von welchem
 er bei seinem Heilverfahren ausgeht, mit folgenden
 Worten an: „auf der genauen Beobachtung und Kennt-
 niß der Natur des Viehes beruht meine ganze Kunst.
 So einfach, wie das Leben der Thiere sind auch ihre
 Krankheiten, zu deren Heilung nicht sowohl große
 Kenntnisse, wohl aber eine genaue Beobachtung des
 gesunden und kranken Zustandes gehört. Der Vieh-
 arzt hat es gewöhnlich nur mit einfachen Leiden und
 kräftigen Naturen zu thun, die sich von selbst hel-
 fen, wenn man die Natur nur kräftig unterstützt
 und dabei nur von der Natur des Leidens selbst aus-
 geht, nicht aber von selbstgeschaffenen Ideen und
 Vorurtheilen, welche ihr oft ganz fremd sind.“ Wenn
 zur Begründung eines allgemein richtigen Heil-Ver-
 fahrens die wissenschaftliche Ausbildung fähiger In-
 dividuen für die Thier-Arzney-Kunde unumgänglich
 nothwendig und wohlthätig wird, so ist dagegen
 nicht in Abrede zu stellen, daß in der Praxis die
 größte Einfachheit in der Behandlung zweckmäßig
 erscheint; daß ein richtiges Verfahren mehr auf der

genauen Kenntniß der Natur und des Lebens der Thiere, als auf einem Vorrath theoretischer Kenntnisse und Anwendung komplizirter Heilmittel beruht. Der alte Schäfer Thomas ist zwar Empiriker, aber ein rationeller Empiriker, welcher frei von Vorurtheilen mit scharfem Blicke die Erscheinungen beobachtet und auffaßt und der Natur durch einfache, ihre Thätigkeit befördernde Mittel, zu Hülfe kommt. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, zeichnet sich der alte Thomas sehr vortheilhaft vor andern Schäfern, Schmieden und gewöhnlichen Empirikern aus, welche nur die äußere Erscheinung beachtend, dieser alleinige Aufmerksamkeit widmen, ohne auf die inneren bedingenden Ursachen Rücksicht zu nehmen. Thomas wendet bei äußeren und inneren Krankheiten nur selten Salben, Schmieren oder Pflaster, überhaupt nicht viele oder zusammengesetzte Mittel an, indem besonders durch die Anwendung der erstern zertheilenden Mittel die Krankheiten oder Verletzungen meist nur oberflächlich beseitigt, nicht aber durch Entfernung des krankhaften Stoffes aus dem Körper gänzlich gehoben werden. Nächst Anordnung einer zweckmäßigen Diät sucht er vielmehr durch Fontanellen, Haarseile, Application des Feuers die Lebens-Thätigkeit zu erhöhen, den schädlichen Stoff, als die bedingende Ursache des Leidens abzuleiten und krankhafte Gebilde gründlich zu zerstören. Mit besonderer Aufmerksamkeit sind die Krankheiten der Hufe behandelt und mit Recht sucht der Verfasser die oft verkannte Ursache der meisten Lähmungen in der Vernachlässigung oder schlechten Beschaffenheit dieses wichtigen Theiles des Pferde-Körpers. Eines der größten Verdienste dieses gemeinnützigen Buches besteht in der gründlichen und leicht faßlichen Darstellung der eigenthümlichen Kennzeichen der verschiedenen Krankheiten, nebst deutlicher Angabe der täuschenden Erscheinungen, welche minder Erfahrene leicht

zu Irrthümern in der Beurtheilung und Erkennung der Natur des Leidens verleiten können. Wenige populäre Schriften über Roß=Arzney=Kunde geben eine so ausführliche und verständliche Anleitung über diesen Gegenstand, als die treuherzigen Mittheilungen des alten Schäfer Thomas. Obgleich das Ganze nicht in systematischer Ordnung vorgetragen und die logische Eintheilung mancher Erinnerung zu unterwerfen ist, so wird doch durch diesen Mangel weder die Deutlichkeit noch der Werth der Schrift überhaupt, beeinträchtigt. Diese erreicht vielmehr vollkommen ihren populären Zweck, indem nichts Wesentliches darin überschn oder vergessen wurde, auch ist die Art der Darstellung und die dabei beobachtete Eintheilung für den ungelehrten Landmann faßlicher und zweckmäßiger, als ein gebundener mit wissenschaftlicher Präcision entfalteter Vortrag. Die Anleitung zur Einrichtung einer kleinen Haus=Apothek und der nöthigsten Geräthschaften für Pferde=Kuren ist eine schätzenswerthe Zugabe. Bei einiger Kenntniß der gewöhnlichsten Pferde=Krankheiten, welche die meisten Landwirthe aus Erfahrung besitzen, ist mit Hülfe der Vorschriften des alten Schäfer Thomas in vielen Fällen der oft entfernte, theure und nicht selten unwissende Thierarzt entbehrlich und das Werk verdient daher mit Recht allen Landwirthen und Pferdebesitzern empfohlen zu werden.

Ueber den Glauben an Zauberei in den
 letztverflossenen vier Jahrhunderten. Vor-
 getragen in d. schles. vaterländ. Gesellsch.
 von J. A. Scholtz, Königl. Justiz-Rathe
 und schles. General-Landschafts-Syndicus.
 Breslan, gedruckt bei W. G. Korn, 1830.
 8. IV. u. 134 Seiten. (15 Sgr.)

Der Zweck des vorliegenden mit vielem Fleiß und
 großer Belesenheit gearbeiteten Werkchens ist, dar-

zuthun, daß der Glaube an Zauberei, wie wir ihn in den letzten vier Jahrhunderten gestaltet und über ganz Europa verbreitet sehen, auch erst in dieser Zeit sich gebildet habe, nicht von früheren Geschlechtern ererbt, nicht in den Ländern wo wir ihn erblicken ureinheimisch, sondern erst durch das Institut der Inquisition und durch die Hexenverfolgung selbst aus dem römischen Alterthume herübergeleitet und auf diesem Wege nach und nach in der neuen Zeit und in der neuen Heimat geltend gemacht worden sey. Erst die Verfolgung der Ketzer, als solcher Menschen die mit dem Teufel verbündet wären, habe den Glauben des Volkes an Bündnisse der Art und zugleich die Verfolgung der Zauberer und Hexen begründet, und wiederum sey durch diese Hexengerichte der Glaube an Hexerei immer weiter verbreitet worden.

Da nun die ersten Anfänge der Inquisition in den Beginn des XIII. Jahrhunderts fallen, ihre eigentliche Ausbildung und feste Gestaltung jedoch dem XIV., besonders aber erst dem XV. Jahrh. angehört, so wird die Ansicht des Verf. richtig seyn, wenn wir von jenem Glauben im XIV. und XIII. Jahrh. nur geringe und vor dieser Zeit gar keine Spuren finden. Wie aber, wenn das nicht der Fall ist? wenn es sich erweist, daß die Inquisition den Aberglauben, den sie erst in's Leben gerufen haben soll, zur Zeit ihrer Gründung bereits allgültig und als gewohnte Ansicht aller Welt fand? daß es also nicht des mißlichen Versuches bedurfte, fremde und längst untergegangene Ideen in die Volksmeinung einzuschwärzen um dieselben zu verfolgen und dieselben zu verfolgen um sie einzuschwärzen? Wir können das (um uns auf Deutschland zu beschränken) zunächst besonders evident durch folgendes, im Anfange des XIII. Jahrhunderts verfaßte Gedicht des Stricker darthun, welches, bisher noch ungedruckt, wir aus einer Wiener Handschrift entlehnen.

- Ich bin gewesen ze Portugal
 und ze Dolet sunder twal,
 mir ist chunt Kalatra daz lant,
 da man di besten meister vant,
 5 ze Chohn und ze Paris,
 da sint di pfaffen harte wis,
 di besten vor allen riehen:
 dar fuor ich waerlichen
 niwan durch diu maere,
 10 waz ein unholde waere:
 daz gehôrt ich nie gelescu,
 waz ein unholde muge wesen.
 daz ein wîp ein chalp rit,
 daz waeren wunderliche sit,
 15 ode rit ûf einer dehsen (l. sesenen?),
 ode ûf einem hûspesem (l. hûspesemen)
 nâch salze ze Halle füere,
 ob des al diu werlt swüere,
 doch wolde ich sîn nimmer geziehen,
 20 ich enhet ez mit minen ougen geschen,
 wand sô wurde uns nimmer tiure
 daz salz von dem ungehiure.
 ob ein wîp einen ovenstap überschrit
 und den gegen Halle rit
 25 uber berge und uber tal,
 daz si taete deheinen val,
 daz geloube ich nicht, swer daz seit,
 und ist ein verlorniu arbeit.
 und daz ein wîp ein sip tribe
 30 sunder vleisch und sunder libe (l. lide?),
 da niht inne waere,
 daz sint allez gelogniu maere.
 daz ein wîp ein man überschrit
 und im sîn herze ûz snit,
 35 wie zaeme daz einem wîbe,
 daz si ein herze snit ûz einem libe
 und stieze dar in strâ,
 wie möhter leben ode werden frô?
 ein mensch musz ein herce haben,
 40 ez hab saf od sî beschaben.
 ich wil in sagen ze maer,
 waz sîn rehte unholdaer:
 daz sind der herren ratgeben,
 di ir ere furdern solden und eben (l. heben),
 45 di sitzent in zuo den ören
 und machent si ze tören,

si niezent ir erbe und ir laut
 und läzent och si ze haut
 scheiden von éren und von guote,
 50 von vrönden und höhem muote.
 ditz ist ein wárez maere.
 di selben unholklære
 di sougent üz herce unde lluot,
 daz vil mangem hêrren schaden tuot.

Dies Gedicht führt uns mehrere Züge des He-
 yenglaubens, wie er zu Anfange des XIII. Jahrh.
 im südlichen Deutschland bestand, auf eine Art vor,
 die deutlich genug beweist, daß jener Glaube nicht
 ein sich damals erst durch fremden Einfluß bilden-
 der, sondern ein längst heimisch eingewurzelter war.
 Scholz scheint (S. 19) die nächtlichen Luftfahrten
 für eine erst im XV. Jahrh. aufgekommene Fiction
 übrerrheinischer Inquisitoren anzusehen. Wenn nun
 die in Hoffmann's Monatschrift von und für Schles-
 sien 1829. S. 753 abgedruckte Stelle eines alten
 Beichtbuches zeigt, daß der Glaube an die Heye-
 versammlungen auf dem Brocken bereits im Anfange
 des XV. Jahrh. gäng und gäbe war („die uf den
 Brockisberg varen“), so gewinnen wir durch unser
 Gedicht eine noch um zwei Jahrhunderte ältere Nach-
 weisung des gleichen Wahnes in anderen Gegenden.
 Bemerkenswerth ist im Gegensatz zu dem norddeut-
 schen Brocken die hier angegebene südliche Localität:
 nach der Salinenstadt Hall geht es durch die Luft
 über Berg, über Thal, auf Kälbern, Sensen (wenn
 die Verbesserung Z. 15 richtig ist), Besen, Ofen-
 stäben; eigen ist: daß es dabei auf Salzdiebstal ab-
 gesehen zu seyn scheint. — Daß ein Weib ein Sieb
 treibt, obgleich letzteres nicht Fleisch noch Bein hat,
 noch Jemand drinnen sitzt, der es bewegen könnte
 (Z. 29—31), geht wohl auf die bekannte Zauberei,
 wo vermöge eines unlaufenden Siebes der Urheber
 eines Diebstals ermittelt wird. Unter andern thut
 Pater Goldschmidt derselben Erwähnung in seinem

verworfenen Hexen- und Zauberer-Advocaten (Hamburg 1705. 8.) S. 401: „Was für ein weites Feld durchzulaufen stünde nicht vor uns, so man von dem zauberischen Sieblausen eine Erzählung anstellen wollte? Stehet dasselbige nicht alsobald stille, wenn der Beschwörer des Diebes Namen genannt, da er's doch zuvor durch seine Teufels-Künste zur Bewegung und dem Umlauf gebracht? Ein vornehmer Holsteinischer Cavalier erzählt mir, daß er solche Zauberei selbst angesehen und wenn er's nicht gesehen, nichtermehr gegläubet hätte.“ — Das weiterhin in unserm Gedichte erwähnte Ausschneiden des Herzens und Ausfangen des Blutes, wobei der zauberische Gebrauch das auch in andern Fällen vorkommende Uberschreiten des Leibes erfordert (S. 33), beweist noch für die damalige Zeit den, wie es scheint, in Deutschland späterhin verschwundenen Glauben an Vampyrismus*).

Die Benennung, welche der Dichter den Hexen gibt, nämlich unholde, finden wir auch sonst. Sie spricht, wie die übrigen hieher gehörigen Ausdrücke, ebenfalls dafür, daß der Glaube an Hexerei in Deutschland autochthonisch sei. Mit einigen sogleich zu erörternden Ausnahmen begegnen wir hier lauter deutschen Worten. Hexe selbst ist ein solches. Zwar

*) Es gibt einen doppelten Vampyrismus, den welchen Leichen und den welchen Lebende ausüben. Ein uraltes deutsches Beispiel des ersteren ist die Geschichte von Aswit und Asmund bei Saxo Grammaticus. Der letztere ist oben gemeint und in der gleich anzuführenden Stelle Notkers. An diesen glauben noch heut zu Tage die Italianer; in Rom schreibt man es den aussaugenden Hexen (streghe) zu, wenn Kinder abzehren und dahinschwinden und man schimpft daher einen dünnen Körper *succhiato dalle streghe*: s. Wilh. Müller's Rom, Römer und Römerinnen II., 57. Idee und Name geht auf die nächtlichen Schreckensvögel *striges* zurück, wie Ovid fast. VI. sie beschreibt.

leitet es Hr. Scholz S. 132—134. aus dem Spanis-
schen her, wo hechizéro, hechizera einen Zauber-
ver, eine Zauberin, hechizeria Zaubererei bedeutet:
„da nun Spanien als das zweite Vaterland der ma-
gischen Künste und der Inquisition, somit ihres Ges-
folges, des Hexenwesens, anzusehen ist, letzteres im
15ten Jahrhundert nach Deutschland, im 16ten nach
den Niederlanden kam und während desselben Deutsch-
land in unmittelbare Verührung mit den Spaniern
gerieth, so könnte man vielmehr auf die Vermuthung
gerathen, daß sich das bei geringer Verän-
derung in Betonung oder im Schreiben ähnliche
Wort mit der Sache selbst übertrug und deutsches
Bürgerrecht gewann, indem damals die spanische
Sprache, wie dieses in späterer Zeit mit der fran-
zösischen der Fall war, fremde Benennungen einhei-
misch machen konnte (?).“ Eine Ableitung die übrige-
gens schon der deutsche Uebersetzer von Joseph Glan-
vil's *Saducismus triumphatus* (Hamburg 1701 8.
Th. II. S. 114. 115.) versucht und ganz auf die
gleiche Weise motiviert hat. Indessen ist das Wort
um viele Jahrhunderte älter und wenn gleich ety-
mologisch schwer zu erklären, dennoch sicherlich echt
deutsch: vgl. Jac. Grimm's deutsche Grammatik
Th. II. S. 274. und Hoffmanns und mein mittel-
hochdeutsches Glossar in den Fundgruben Th. I.
S. 375 a. *) — Eben so dunkel ist die Etymolo-
gie der Worte Zauber, zaubern, Zauberer,
Zauberinn; doch finden sie sich schon in den ältes-
ten deutschen Sprachdenkmälern. — Ein bezauber-
ter Krank u. dgl., so wie Zaubererei, die sich solcher
Mittel bedient, heißt mittelhochd. lüppe (venenum);
davon abgeleitet lüppaerinne die Hexe. In einer

*) Man beachte folgende Stelle aus einem Werke des XI.
Jahrhunderts (Notkers Capella pg. 105): anthropo-
phagi-sie ezent nahtes tes sie sih tages scamen mügen,
also man ehit taz ouh hāzessa hier in lande tuon.

Predigt des Franciscanermönches Berthold, der in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. lebte, heißt es (S. 12 der Ausg. von Kling): „Ir ritter — ir sult uns ouch schirmen vor den, die mit des tiuvels gespenste umb gënt, die dâ lüppe und zouber tribent.“ Und in einer andern (S. 58): „Daz (wider das erste Gebot sündigen) soltu alles niht tuon als die zöuberinne und die lüppaerinne. . Phi! wie sol dir mit disen zehen geboten geschehen? nû hâst dû daz aller êrste gebrochen und daz aller hêrste und daz hoehste. Ez si wîp oder man, die mit zouber und mit lüppe umb gënt, die sint ewicliche verlorn an libe und an selen. Riuwe und buoze nim ich alle zît ûz. — Sô glöubent eteliche an boese hantgîft; sô gënt eteliche mit boesen bathanien umb und mit boesem zöuberlehe umb, daz sie waenent eins gebûren sun oder einen knecht bezöubern. Pfi! dû rehte toerin! war umbe bezöubert dû einen grâven oder einen künic niht? sô waerest dû ein küniginne.“ — Weiter heißen die Hexen segenaerinne, von segenen d. i. mit zauberischen Formeln besprechen, und lâchenaerinne, von lâchenen mit zauberischen Künsten heilen: daz lâchen bedeutet Arznei (z. B. Siu sculdigen lâchen dînero suhte Notker Boethius pg. 62.) Sie also waren es vorzugsweise, welche sich der Krankheitsbeschwörungen und Wundsegen*) bedienten, deren noch eine große Reihe aus fast allen Jahrhund

*) Das Segnen der Wunden war so gebräuchlich, daß man es sogar der Kunst- und beichtgerechten ärztlichen Behandlung noch vorangehn ließ. Graf Luitolt von Pleyen, erzählt das ungedruckte Gedicht vom Landgrafen Hermann, hatte einen vornehmen Sarazenen verwundet und gefangen in's Lager gebracht:

sinein gaste schuof er gemach,
den wuntsegen man im sprach,
ein arzet gewan er ime (S. 1552).

berten auf uns gekommen ist. Jene Benennungen finden wir in dem von Oberlin herausgegebenen hiitebnoch (XIV. Jahrh.) S. 46, wo dem Beichtenden vorgeschrieben wird unter andern auch folgende Fragen an sich zu richten: ob dū ie geloubetost an hecse? unde an lâchenaerin? unde an segenaerin? unde ob dū taete daz si dir rieten? unde ob dū ie gesegenet unde gelâchent würde? oder gemezen würde? Wir glauben, daß diese Stelle so wie jene Bertholds nicht minder gegen die Ansicht des Verf. streite als das oben abgedruckte strickerische Gedicht. — Noch ein anderer Ausdruck in noch anderer Beziehung ist liezaerin, womit Herrad (XII. Jahrh.) das lateinische sortiaria übersetzt (Engelhardt S. 199 a.), von liezen, was bei einem Dichter des XIV. Jahrhunderts allgemein für zaubern zu stehn scheint*), ursprünglich jedoch das Loos werfen bedeutet. So, als Zauberei, finden wir es schon in einem dem XI. oder XII. Jahrh. angehörigen Gedichte erwähnt, es geschieht in einem Becher (Grass's Diutisca III., 107. 108). Der Loosbücher zum Loos werfen gedenkt das Beichtbuch aus dem Anfange des XV. Jahrh. in der von Hoffmann a. a. D. mitgetheilten Stelle S. 754: wider das sacrament (der toufe) sündigen — die in lös-buechern werfen. Kurz vorher, S. 753, werden die Hexen pelewisen und mulkenstelerinnen genannt. Letztere Benennung hat ihren Grund in dem Wahne, daß die Hexen den Kühen anderer Leute die Milch aus dem Euter und sich in's Haus zauberten. Weier erzählt davon eine hübsche Geschichte**);

*) wol dir, zarter Jôachim und Anne, daz von in entspröz sò minnenlich ein arc, in die sich got selbe ruochte giezen! wâ wart sunder liezen gesehen richër sarc, danne an gotes muoter? Heidelberg. Handschr. 350. Bl. 50. rw.

**) „Hieher gehört auch die treffliche Kunst, welche Theodor Rogers zu Krevelden zu Wiederbringung der Milch Liler. Weilage. Mai 1830. 15

wie wir die Art dieser bleibischen Zauberei von Pel. Goldschmidt in seinem bereits erwähnten Werke S. 524 angegeben finden, so erinnert sie an das Weinzapfen in Auerbachs Keller. Er schreibt, daß er „sehe und lese, ja auch vieler Leuten glaubwürdige Erfahrung habe, daß die Zauberer ihren Nachbarn die Milch von den Kühen wegstehlen, ob sie gleich nicht aus dem Hause gehen. Denn von einer gewissen Person bekannt gewesen, daß sie in einen Ständer ihrer Hausthür in der täglichen Wohnstube einen Zapfen hat stecken gehabt, also daß sie um die unter den Bauern gewöhnliche Milchzeit solchen nur ausgezogen und ihre Spannen und Eimer davor gehalten! darauf sich denn darheraus die Milch gleich wie aus einer Tonnen ergossen gehabt.“ — Das Wort *pelewise*, späterhin *Pilwelse*, ist schwerlich deutsch (Schmeller in seinem bairischen Idiotikon hält es dafür), sondern sicher slavischen Ursprungs, wie es sich denn auch nur in Schriften derjenigen Gegenden findet, auf deren Mundart benachbarte Slaven Einfluß ausüben konnten, oder in solchen, die jenseit der Grenzen Deutschlands auf slavischen Gebiete selbst verfaßt worden sind, z. B. dem Ackermann von Böhmen. — *Garminâri* oder *germinâri* (*incantator*) und *germinôd* (*incautatio*), Ausdrücke,

in stetem Gebrauch gehabt. Denn als sie drei Kühe unter ihrer Hand zu versorgen hatte und aber, nachdem sie heimkommen, daß die Kühe nit wie zuvor viel Milch gaben, vermerket, hat die Magd, Christiana genannt, die Kühe in Teufel Namen und ihre Milch wiederzuholen hinaus heißen gehn; da sollen sie vor eines Weibs Thür, welche vor eine Zauberin gehalten, eine Zeit lang mit großem Brüllen gestanden und nachmals wiederum zu ihrem Stall kommen und viel Milch geben haben. Aber es seyn nur Mährlein, Lügen und Spöttere.“ Joh. Weier de praestigiis daemonum, Uebers. v. Joh. Fuglians, Frankf. a. M. 1586. fol. X. S. 395.

die wir in althochdeutschen Glossarien finden*), sind unverkennbar aus Verdeutschung des mittellateinischen *carminare* (besprechen) hervorgegangen, gehören aber einer viel zu frühen Zeit an und stehen zu sehr vereinzelt da, als daß ihr lateinischer Ursprung die Ansicht unsers Verf. bewahrheiten könnte.

Schon aus den hier verzeichneten Worten und angeführten Stellen, deren einige tief in das Alterthum zurückgehen, wird es ziemlich genügend klar, daß der Verf. den Inquisitoren späterer Jahrhunderte Unrecht thue, wenn er ihnen den Aberglauben ihrer Zeit als von ihnen erfunden, von ihnen veranlaßt, von ihnen begünstigt zur Last legt. Die entgegengesetzte Ansicht wird noch fester begründet, wenn man bis in die ältesten Zeiten hinein alles auf Zauberei und auf den Glauben daran bezügliche zusammenstellt, was die Gesetzbücher, die Beschlüsse der Concilien und Synoden, die fränkischen Capitularien, die geistlichen und profanen Geschichten enthalten. Da führen, nicht zweifelhafte Spuren, sondern deutliche sichere Wege den ganzen Aberglauben des christlichen Mittelalters auf den vom Christenthume verdrängten heidnischen Glauben der Völker zurück und es zeigt sich, daß all jene Zaubereien und zauberischen Gebräuche, jene Segnungen und Beschwörungen Ueberbleibsel der alten Religion und der neuen nur bald mehr, bald minder assimilirt und auf sie übertragen, aber nicht aus derselben, selbst nicht aus ihrer verderblichsten Gestalt hervorgegangen sind, daß also die geistliche und weltliche Obrigkeit ganz Recht hatte, wenn sie das Zaubermwesen als heidnisch betrachtete und verwerflich fand. Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Beziehung der bekannte *indiculus superstitionum et paganiarum*;

*) *garminaro* Thessalorum Glosse zum Prudentius Diut. II., 326 b. *germinara* incantatores. *germinodun* incantationibus. *germinoth* carmina gl. Doc. 213. b.

mit der gehörigen excursorischen Breite könnte an ihm ein Commentator den Gegenstand des vorliegenden Werkes in seinen Beziehungen zum Heidenthum aufs vollständigste entwickeln.

Ist aber letzteres die Grundlage und der Quell des mittelalterlichen Aberglaubens, so beruht es lediglich auf der unter verwandten Völkern stattfindenden Verwandtschaft des Glaubens und des Cultus, wenn wir dieselben abergläubischen Meinungen und Gebräuche dort bei Griechen und Römern, hier bei Germanen erblicken; aber nicht sind sie von jenen auf diese durch das Medium lateingelehrter Inquisitoren übergeleitet worden, wie Scholz in consequenter Verfolgung seiner Ansicht behauptet.

So z. B. finden wir im griechischen und römischen Alterthume wie im Mittelalter und in der neueren Zeit, daß Weiber Liebeszauber üben, auf allerlei Weise, durch Gesänge, durch Tränke u. s. w. einen Mann zwingen, daß er ihnen zu Willen seyn und sie lieben und, wenn er ihnen die Treue gebrochen, wieder zu ihrer Liebe zurückkehren muß. Wir erinnern an die oben citirte Stelle aus Bertholds Predigten; zauberisches Zurückrufen des ungetreuen Geliebten macht den Inhalt des zweiten theocritischen Idylls und der achten Ecloge Virgils aus*).

*) Im Gegensatz dazu wird auch Vergessen der Liebe angezaubert.

Theocr. II., 45: Εἴτε γυναῖα τήνω παρακέκλιται
εἴτε καὶ ἀνὴρ,
Τόσπον ἔχει Λαΐδας, ὅσπον ποκαὶ
Θασέα φαντί
Ἐν Δία λασθῆμεν εὐπλοκάμω
Ἀριάδνας.

Tibull. I., 2, 62: — — — haec eadem saga se dixit
amores

Cantibus aut herbis solvere posse meos.

Noch verweisen wir auf die indische Sakontala.

Unter andern Mitteln wendet Theocrits Zauberinn auch dieses an, daß sie Wachs (ein wächsernes Bild des Geliebten?) von der Flamme verzehren läßt, v. 28. 29:

Ὡς τοῦτον τὸν καρὸν ἐγὼ σὺν δαίμονι τάκω,
 Ὡς τάκοιθ' ὑπ' ἔρωτος ὁ Μύνδιος αὐτίκα Δέλφισ.

Etwas anders und ausführlicher Virgil v. 73 sqq., der ausdrücklich eines Bildes von Wachs gedenkt; irren wir nicht, so verräth der Reim im 80sten Verse (*limus ut hic durescit et haec ut cera liquescit*), daß der Dichter eine bereits im Volke vorhandene Zauberformel benutzt habe. — Ein ganz entsprechendes Verfahren wird in dem mittelhochdeutschen Gedichte vom fahrenden Schüler (XIV. Jahrh.) angegeben*), altd. Wälder II., 54. 55:

vil schiere kumt des wirtes meit,
 si klaget mir grôz herzeleit
 uber Engelmâres knecht.
 si spricht „er was mir hiure reht,
 dô er an mîner hende trat
 und er mich umb die minne hat.
 er jach, er wolte wesen mîn,
 daz ich taet den willen sin:
 dô trût ich in gar mînnelich.
 nû hât er gar versmachtet mich
 und wil mich niht ze wibe nemen.
 her schuoler, nû lât in gezemen,
 daz ir mir gebent iuwern rât.“
 „vrou, zurnet niht, und waer ich sat,
 sô riet ich in nâch wiser lër.“
 sô bringet si ein kaes dort her
 und einen grôzen leip dâ mite,
 daz izz ich nâch der schuoler site.
 mit wunderlichen sachen
 lër ich si denne machen

*) Der Gebrauch der Zauberbilder, gewöhnlich wächserner, kommt auch sonst (in früheren Zeiten und später, noch bis ins XVII. Jahrh.) überaus häufig vor; es ist aber dabei in der Regel auf das Verderben eines verhassten Menschen abgesehen. Beispiele in fast allen hieher gehörigen Schriften.

von wahse einen kobolt,
 wil si daz er ir werde holt,
 und töuf ez in den brunnen
 und leg in an die sunnen,
 und heizs widersins umb die küchen gän.

Womit man den Bericht des um zwei Jahrhunderte jüngeren Joh. Weier a. a. D. S. 329. vergleichen möge, wo der Gegenstand des Zaubers ein Weib ist: „Will einer, daß ihm etwann ein schönes Weiblein auf Haldschuhen nachgange, so macht er in hora Veneris ein Bildlein aus neuem Wachs in ihrem Namen, darein trückt er einen Charakter, und wärmet es bei dem Feuer, und weil solchs geschieht, soll ihm ein Engel in den Sinn kommen. Schier ein solches monstrum wird auch angegeben, so jemand's wollte, daß ihm einer in allen Dingen willfahrte.“ Eine so große Uebereinstimmung unter verschiedenen Völkern und in weit aus einander liegenden Zeiten ist allerdings auffallend; aber an beiden Orten ist der Gebrauch einheimisch, und man darf um so weniger an Entlehnung denken, als schwerlich eine andere Zauberei in einem solchen Grade durch alle Länder Europens verbreitet gewesen und überall schon in so frühen Zeiten nachzuweisen ist.

Eine auf gleiche Weise zu betrachtende alterthümliche Parallele hat der oben erwähnte Molkendiebstal, eine Parallele nicht einmal der Form, sondern nur der Idee nach. Es war uralter Glaube der Römer, daß man eines Andern Saat und Früchte ihm durch Zauber vom Felde entführen könnte. Das Zwölftafelgesetz hatte darüber besondere Bestimmungen; das achte Fragment der achten Tafel lautet: qui fragus excantasset — neve alicnam segetem pellexeris (Dirksen über die Zwölftafel-Fragmente S. 539) Und bei Vergil heißt es a. a. D. v. 99:

His (veneris) ego saepe lupum fieri et se condere solvis
 Moerin, saepe animas imis excire sepulcris
 Atque satas alio vidi traducere messis. *)

*) Noch andere Beispiele weist Funccius nach, leges XII. tabular. pg. 295—298.

Solcher Uebereinstimmungen ist eine große Menge. Es kann nicht unsere Absicht sein, dieselben hier alle zu verzeichnen, es genügt, daran erinnert zu haben, von welchem Gesichtspunkte aus sie allein betrachtet werden dürfen. Einiges der Art werden wir sogleich noch anführen.

Von Bedeutung für die richtige Ansicht des Zauber-glaubens sind Punkte, in denen sich derselbe mit den deutschen Rechtsalterthümern berührt. Beziehungen der letztern auf den heidnischen Glauben der Vorwelt sind von Jac. Grimm vielfach nachgewiesen worden. Und so wird denn, wo sich Uebereinstimmung zwischen der Symbolik des Rechts und der des Aberglaubens findet, darin der Beweis liegen bald für den heidnischen Ursprung eines rechtlichen, bald für den eines zauberischen Symbols. Folgendes ist ein einfach klarer Zug. Ein Weisthum des Herrnbreitinger Petersgerichtes schreibt vor: „Hat einer gegen einen Feldfrevler keine Zeugen, soll er ihm ein Pfand nehmen oder ein Stück von seinem Gerem (Rockschöß) schneiden“ (Grimm Rechtsalterth. S. 159). Der Saum des Gewandes gilt also für ein Zeichen, daß der Feldfrevler in des Klägers Gewalt gewesen sei, und ist das Symbol für die Person des Feldfrevlers. Entsprechender Weise verbrennt Theocrits Zauberinn den Kleidsaum dessen, den der Liebeszauber gilt und den Liebe verzehren soll wie die Flamme den Saum; id. II. v. 53:

Τούτ' ἀπὸ τᾶς χλαίνας τὸ κράσπεδον ὤλεσε
Δέλφισ,

Ἐ γὰρ νῦν τιλλοισα κατ' ἀγρίῳ ἐν πυρὶ βάλλω.

Bei Virgil ist die zauberische Anwendung eine andere: siehe unten. Erinnert man sich noch an Saul und David in der Höle, so ist es klar, daß der rechtliche Gebrauch älter seyn muß, als man sonst aus jenem vereinzeltten Zeugniß eines späten Weis-

thumes schließen dürfte. — Wir stellen daneben eine einseitige Ähnlichkeit zwischen deutschem Rechts- und deutschem Zaubergebrauch. Die Hexen versammeln sich auf dem Brocken in der Walpurgisnacht; ebenso fällt von den zwei- oder mehrmaligen ungebötenen Dingen immer eins in den May oder auch ausdrücklich auf Walburgis, und wo jährlich nur eins stattfand, versammelt sich auch dieses eine im May oder doch im Frühling. Die großen Volksversammlungen beruhen aber sicher auf heidnischen Opferfesten: vgl. Rechtsalterth. S. 245. 745. 821-824. Woraus wir ein Gleiches für die Brockenfahrten schließen.

In einigen andern Fällen stehn zugleich griechischer, römischer und deutscher Aberglaube deutschem Rechtsgebrauch gegenüber. Hier zwei Weisthümer aus dem Rheingau: It. hân dü scheffen von C. gefregt, einer der eime nit geboden habe vur gericht und finde in sust dá, obe der auch ime schuldig sí zu antworten? des ist gewiset: já; stunde er aber etzlicher mâsse von dem gerichte und hette den rucken dar gewant, und riefte ime der heimburge, die wîle er sich nit umbsache, er mochte unverlustig enweg gen; saehe er aber umme, sô muste er deme antworten. — It. hânt sie (die Schöffen von Heisingheim) gefregt: eine frauwe wulde eime irme gesellen (l. geschollen) zusprechen, dô hette er den rücken dem gerichte gewant, dô spraeche ir furspreche: höristu nit? dise frauwe spricht dir zu umb iiij. C. gulden; dô saehe er sich nit umb und ginge sine strâlse: waz er darumb verloren habe? des ist gewiset: nichts (Bodmann rheing. Alterthümer II., 672). Also das Umsehen ist es was Schaden bringt und dem ist nichts anzuhaben, der sich nicht umsieht. So verbietet auch der deutsche Aberglaube bei vielen Gelegenheiten das Umschauen

als gefährlich: s. altb. Wald. II. 66. 67. Nicht minder der griechische und römische. Theocr. XXIV, 94:

Ἡρὶ δὲ συλλέξασα κόνυν πυρὸς ἀμφιπόλων τις
 Ῥιψάω εὐ μάλα πᾶσαν ὑπὲρ ποταμοῖο φέροισα
 Ῥωγάδας ἐς πέτρας, ὑπερούριον· ἀψ δὲ νέεσθαι
 Ἄστρεπτος· —

Virg. bucol. VIII, 102:

Fer cineres, Amarylli, foras rivoque fluenti
 Transque caput jace. ne respexeris.

So wie Orpheus nach der hinter ihm wandelnden Eurydice zurückblickte, war sie für ihn auß neue verloren. — Wie bedeutsam in der deutschen Rechts= symbolik die Thorschwelle war, zeigen Grimms Rechtsalterth. S. 176. 726. Gleich wichtig ist sie dem Aberglauben. So Virgil a. a. D. v. 92:

Has olim exuvias mihi perfidus ille reliquit,
 Pignora cara sui, quae nunc ego limine in ipso,
 Terra, tibi mando: debent haec pignora Daphnin.

In Deutschland war es ein Zug des zauberischen Verfahrens zur Erforschung eines Diebes, daß man die Steine, welche, ins Wasser geworfen, den Namen desselben kund thun sollten, vorher unter der Schwelle des Hauses vergrub, in welchem der Diebstahl verübt worden und dort drei Tage lang liegen ließ: s. Weier de praestigiis daemonum. S. 317. Nach demselben S. 394. soll Wachs, das von den geweihten Osterkerzen abgetroffen, „in Gestalt u. Form eines Kreuzes über die Schwelle oder Pfosten der Thür des Stalles, darin das Vieh aus und ein zu gehen pflegt, angekleibt werden: so kann das Vieh dasselbige Jahr unverzäubert bleiben.“ Und eine Hexe zu Innsbruck vergrub das wächserne Zauberbild eines Weibes, das sie verderben wollte, unter deren Thürschwelle: „denn daselbst pflegte das Hexengefundlein ihre Teufels= Künste nicht selten hinzubringen.“ (Goldschmidt a. a. D. S. 472.) — Es wird leicht seyn, außer diesen noch andere Uebereinstimmungen

der Alterthümer des Rechts und des Aberglaubens aufzufinden.

Eigentlich kommt es nur auf eine richtige physiologische und psychologische Ansicht des Zauberwesens an, um auch ohne Hülfe historischer Beweise der Meinung des Verf. die Bestimmung zu versagen. Ueberzeugen wir uns von der Unhaltbarkeit der gewöhnlichen Meinung, die in den Erzählungen der Hexen nicht deren eigene Phantasie, sondern die ihnen angefolkerte ihrer Richter und in allem, was man von ihren Zaubereien berichtet, nur Lüge und Einbildung der Berichterstatter erblickt, überzeugen wir uns im Gegentheil davon, daß die einzig wahre Erklärung der ganzen noch jetzt nicht vorübergegangenen Erschetnung im Tellurismus zu suchen, daß also der Zustand der Hexen ein somnambuler und manche ihrer Zaubereien eine wahre magnetische Wirkung gewesen sey: so geht daraus die andere Ueberzeugung hervor, daß der Anfangspunkt jenes Wesens nicht innerhalb der Grenzen, noch weniger aber am Ende des Mittelalters angenommen, sondern allein mit der Schöpfung des Menschen identisch gesetzt werden dürfe. Denn „da Schlafen und Wachen als Producte des Nacht- und Taglebens des Menschen nothwendige Form der Existenz des Menschen sind und da die tellurischen Einflüsse stetig vorhanden, so sind die Erscheinungen des Somnambulismus so alt als das Menschengeschlecht selbst“ (Kieser, System des Tellurismus II, 22). Kieser hat alle hier in Rede stehenden Punkte durch seine Lehre in's hellste Licht gesetzt und dargethan, wie die Hexen nur als ungerregelte Somnambulen mit hervortretendem Geschlechtsleben anzusehen seyen, wie man für den besondern Character ihres Somnambulismus den Grund in den auf Geschlecht- und Gangliensystem vorzüglich wirkenden Substanzen der sogenannten Hexensalben und für die Form ihrer Phantastebilder in den ihre Zeit beherrschenden Ideen suchen müsse: alles das zugleich

mit einer so reichen Kenntniß historischer Thatsachen und einem den Geist der Geschichte so tief auffassenden Blick, daß wir auch in dieser Beziehung unsere Leser gern auf ihn verwelsen. **Wilh. Wackernagel.**

Alterthumskunde.

Der germanische Ursprung der lateinischen Sprache und des römischen Volkes, nachgewiesen von Ernst Jäkel, Professor a. Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin. Breslau 1830. Verlegt von Joh. Friedr. Korn des ältern Buchhandlung. S. XVI u. 247 in gr. 8. (1 Rthlr. 10 sgr.)

Von dem ersten Erscheinen des Niebuhr'schen Werkes über Römische Geschichte bis zu Ottfried Müller's „Etruskern“ ist die Urgeschichte des alten Italiens von verschiedenen Seiten her, bald mit mehr, bald mit weniger Gründlichkeit u. Glück, untersucht und beleuchtet worden. Da bei dem Conflict der hierüber obwaltenden Meinungen und Ansichten die Acten über diesen Gegenstand wohl so bald noch nicht geschlossen werden dürften, so wird jeder neue Beitrag zur Aufhellung dieses dunkeln Gebietes mit Dank aufgenommen werden müssen. In der uns vorliegenden, höchst gehaltreichen Schrift hat der Verf. in Bezug auf die Erforschung des ältesten Ursprungs der römischen Sprache und des römischen Volkes einen neuen Weg einzuschlagen versucht, der, wenn er weiter verfolgt wird, zu interessanten und unerwarteten Ergebnissen zu führen verspricht. Es darf vorerst hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß die früheren Sprach- und Alterthumsforscher eifrig bemüht gewesen sind, den Ursprung des Lateinischen aus dem Griechischen mit einiger Sicherheit nachzuweisen und darauf für die Urgeschichte Italiens allerlei Folgerungen und geschichtliche Hypothesen zu bauen. Auch fällt es wirklich beim flüchtigsten Anblick in die Augen, daß

im Lateinischen die einfachsten und natürlichsten Handlungen meist mit Worten benannt worden, die griechisch oder dem Griechischen nahe verwandt sind; eben so sind die Personal-Pronomina und das Relativum, die meisten Präpositionen und Zahlwörter griechisch und die ganze Declination, die Abwandlung der Adjectiva durch die Geschlechter, so wie die einfachsten Elemente der Conjugation, die Abwandlung durch Numerus und Personen im Actio, lassen sich leicht auf die Grundformation der griechischen Sprache zurückführen. Andererseits giebt es aber auch eine große Menge von lateinischen Wurzelwörtern, Beugungen und Wortbildungen, die dem Griechischen durchaus widerstreben und die als ein fremdartiges, noch unerforschtes Element zu betrachten sind, welches bei der frühesten Bildung und Entwicklung der lateinischen Sprache thätig, ja theilweise vorwaltend gewesen ist. Der Verf. der hier anzugeigenden Schrift hat nun mit einem großen Aufwande von Fleiß, Sprachgelehrsamkeit und Scharfsinn diesen nichtgriechischen Bestandtheil des Lateinischen als das eigentliche Grundelement der lateinischen Sprache aufzustellen und zugleich zu erweisen versucht, daß das Wesen und der Ursprung desselben rein-germanisch sei. Dadurch bahut er sich sodann den Weg zur Aufstellung eines zweiten Satzes: daß nämlich Italien nicht aus dem Osten, sondern aus dem Norden her zuerst bevölkert worden und daß folglich die Urbewohner germanischer Abkunft gewesen seien. Was nun den ersten Punkt, die Verwandtschaft der lateinischen und germanischen Sprache betrifft, so ist dieser hier mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit erörtert und zur Beweisführung der ganze noch vorhandene Wortschatz der ältesten deutschen Mundarten aufgeboten. Der Verf. stellt zuerst tabellarisch die Hauptwörter zusammen, die sich auf den Menschen, die Theile

des Körpers, Eigenschaften des Geistes und einzelne Zustände des Menschen, auf Verwandtschaft, Obrigkeit, Wohnort, Religion, Natur, Speisen, Geräthe und Krieg beziehen und vergleicht damit die altdeutschen Benennungen derselben. Einige Proben werden das Verfahren des Verf. anschaulich machen. Homo (Stamm: ho-min), persisch und englisch man, bei Otfrid mennisco (zusammengesogen: Mensch), bei Isidor gomo; 'caput, Kopf; auris, Ohr; oculus, Auge, Dge; ager, Acker u. s. w. Wie sehr nun aber auch die Verwandtschaft vieler dieser Wörter ins Auge fallen mag, so giebt es doch auch wieder viele andere, die sehr früh schon aus dem Lateinischen ins Altdeutche übergegangen seyn mögen und also hier nichts beweisen; dahin rechnen wir z. B. natura, Natur; vidua, Witwe; populus, Pöbel; villa, Wyl, Weiler; templum, Tempel; elephanta, althochdeutsch ol-panta u. s. w. Außerdem aber sind hier noch sehr viele lateinische Wörter in diese Uebersichten aufgenommen, deren Verwandtschaft mit dem Deutschen nur durch die künstlichsten Zergliederungen und Deutungen wahrscheinlich gemacht werden konnte, ja wir glauben sogar (bei aller Achtung gegen den Verf. und sein Streben) behaupten zu dürfen, daß die Verwandtschaft der meisten hier einander gegenüber gestellten Wörter vor dem Richterstuhle einer scharfen oder wenigstens unbefangenen Kritik keine Anerkennung finden wird. Wir heben aus unzähligen Beispielen bloß einige wenige aus: cor, Herz; ren, Niere; clunis, Lende; manus, altd. munt, Hand; digitus, vom alten, noch im Schwedischen üblichen taga, nehmen — das Glied, welches nimmt; vigor, von vig, tapfer, lebendig; gratia, von reizen, schwed. reta; parricida, von har (Mann) und Kuttan (schneiden, morden); vitium, von wite, Schande, Vorwurf; mons, vom altd. mund, ein

zur Vertheidigung aufgeworfener Hügel; tellus, eine tellerförmige Fläche, von Teller; triticum (Stamm: trit), aus Treid, Ge=treid=e; ursus (gleichsam: Ur=Sau), der Bär; pileus (pil-s, Filz) der Hut; rosa, von dem deutschen roth; gallus, vom alten gallen, gällen, schreien, krähen (dänisch: gale). Dann geht der Verf. zu den lateinischen Fürwörtern, Zahlwörtern, Zeitwörtern, Nebenzwörtern, Vornwörtern, Bindewörtern und Empfindungswörtern über, die er ebenfalls aus dem Altdeutschen oder Altnordischen abzuleiten sucht. Zuletzt kommt er auf Declination, Conjugation und Wortfügung, worin er die gegenseitige Ähnlichkeit beider Sprachen durch Tabellen und Uebersichten auf eine sehr gelehrte und scharfsinnige, aber schwerlich die Mehrzahl der Leser hinlänglich überzeugende Weise veranschaulicht hat. Um den Beweis auf dem hier eingeschlagenen Wege vollständig zu führen, würde eine noch größere Kenntniß des Altlateinischen und eine noch tiefere Erforschung der ältesten deutschen Dialecte, als bis jetzt möglich gewesen, erforderlich seyn; indeß geben wir die Hoffnung nicht auf, daß der Verfasser bei fortgesetztem Studium wohl dereinst zu noch genügenderen und ergiebigeren Resultaten gelangen wird, als er bis jetzt zu erreichen vermochte. Ihm gebührt wenigstens der Ruhm, den Gedanken an eine ursprünglich germanische Bevölkerung des alten Italiens zuerst aufgefaßt und die Beweismittel für diese Annahme, soweit es auf reinsprachlichem Wege möglich ist, sorgfältig zusammengestellt zu haben. — Die andere Hälfte des Buches enthält den geschichtlichen Nachweis, inwiefern die einzelnen Völker des alten Italiens, die Illyrier, Veneter, Ligurer, Gallier, Etrusker, Ausoner (und die zu ihnen gehörenden Umbrer, Sabiner, Marser, Aboriginer und Latiner) mit dem germanischen Stamme ver-

wandt seien oder nicht. Auch hier wird, bei dem Mangel an sicheren historischen Nachrichten, die Sprache als Führer benutzt und die Namen der Völker, der einzelnen Personen, der Berge, Flüsse, Städte, so wie die von den Alten angeführten Wörter aus der Sprache der einzelnen Völker werden hauptsächlich beachtet. Die reiche Sammlung von Materialien, die der Verf. hier zusammengestellt hat, eignet sich nicht wohl zu einem Auszuge, verdient aber auf alle Weise von denen berücksichtigt zu werden, die sich mit der Urgeschichte Italiens irgend wie beschäftigen.

In einer später erschienenen und als Gymnasialprogramm ausgegebenen Schrift (*De diis priscaeorum Italorum domesticis. Berolini 1830 in 4.*) hat derselbe Verfasser den Versuch gemacht, die älteste Religion und Götterlehre der Völker Italiens von der später eingewanderten und mit ihr allmählig verschmolzenen griechischen Mythologie zu sondern und den germanischen Ursprung der altitalischen Götternamen zu erweisen. Diese ältesten Nationalgottheiten Italiens sind, unserem Verf. zufolge: *Coelum* (*Jovis pater* s. *Juppiter*); *Terra* (*Tellus, Maja Ceres, Vesta*); *Sol* (*Janus, Quirinus, Mavors, Liber, Mercurius*); *Luna* (*Diana, Juno, Venus, Proserpina, Minerva*). Was der Verf. über das Wesen, die Bedeutung und gegenseitige Verwandtschaft dieser Gottheiten aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit beigebracht hat, ist eben so neu als interessant; minder ansprechend war für uns die Art und Weise, wie er den Namensursprung derselben aus dem Altgermanischen abzuleiten versucht. Jedenfalls indeß ist diese zwar kleine, aber inhaltsreiche Schrift als ein schätzbarer Beitrag zur italischen und folglich auch zur römischen Alterthumskunde zu betrachten, die gerade in diesem Punkte noch so sehr der Aufklärung bedarf.

Von der Lage der Organe in der Brusthöhle. Mit fünf Steindrucktafeln von Dr. A. W. Otto, Kgl. Mediz.=Rathe u. Breslau 1829 bei J. May et C. 4. 35 S. (1 Nthlr. 8 sgr.)

Wenn vielleicht vorliegende Schrift, welche zugleich als Einladungs=Programm zur öffentlichen Prüfung in der medicin. chir. Lehranstalt erscheint, auf den ersten Anblick einen, schon in jedem anatomischen Handbuch genugsam beleuchteten Gegenstand abzuhandeln scheint, so wird doch diese Ansicht als unrichtig sich darstellen, einmal wenn wir eine nähere Durchsicht der Abhandlung selbst vornehmen, zum zweiten aber, wenn wir den Zweck, welcher mit derselben verbunden wurde, in's Auge fassen. Indem nemlich die Organe der Brusthöhle hier auf eine ganz eigenthümliche, keinesweges allgemein bekannte Weise in ihrer Lage von unten bei Querdurchschnitten des Brustkastens auf eine klare und deutliche Art beschrieben werden, wobei zugleich vorzüglich auf das Verhältniß derselben in Beziehung zu chirurgischen Operationen Rücksicht genommen worden ist, und indem ferner die Abhandlung zunächst für Mediziner und Chirurgen bestimmt wurde, so tritt dieselbe als eine höchst nützliche und wünschenswerthe Arbeit hervor, deren Verbreitung durch den Buchhandel gewiß von jedem Arzte dankbar anerkannt werden wird, da dieselbe nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem Erfahreneren und Aelteren, vorzüglich aber dem Operateur von der größten Bedeutung seyn muß. Die beigefügten Steindrucktafeln erläutern den betreffenden Gegenstand noch mehr, indem sie vielfache Ansichten der Brusthöhle von unten darstellen.
